

Nr. 128 Bromberg, den 7. Juni 1933.

Graf Lewenborg und die Vagantin.

Roman von Hans Possendorf.

(8. Fortsetzung (Nachdruck verboten.)

Die Beichte.

Der alte Prediger wollte erst gar nicht auf eine Unterredung mit dem schwedischen Offizier eingehen, denn er duldete ungern eine Störung bei der Lektüre in seinem Studierstübchen, zumal am Abend. Er ließ dem Obristen sagen, daß er nichts mehr mit Amtsgeschäften zu tun habe und daß sich der Herr an seinen Nachfolger wenden möge. Als aber die Magd mit dem Bescheid zurückkam, daß es sich um eine persönliche und wichtige Angelegenheit handle, wies er sie an, den Besucher zu ihm zu führen.

Er konnte sich auch zuerst nicht erinnern, den Obristen schon je gesehen zu haben. Und erst als Graf Lewenborg die Einzelheiten jener Trauung erwähnte, entsann er sich der Angelegenheit.

„Und nun sagt Ihr, Herr Obrist, daß Ihr mir etwas abzubitten hättet und Euer Herz auch sonst durch eine Beichte erleichtern wollet?" sagte der alte Herr kopfschüttelnd, als Graf Lewenborg seine einleitende Erklärung beendet hatte.

„So ist es, Hochwürden. Und ich bitte Euch, mich in Geduld anzuhören. Ich kann es nicht mehr mit mir allein herumtragen, und ich danke Gott, daß er mir die Gelegenheit gegeben, mich Euch anzuvertrauen, — Euch, den ich, ohne Euer Wissen und Euer Vertrauen mißbrauchend, zum Helfer meiner schändlichen Tat gemacht habe."

Der Geistliche legte seine Greisenhand auf den Arm des Besuchers. „Sprecht ruhig, — erleichtert Euer Herz, und denkt daran, daß keine Sünde ist, die nicht vergeben werden kann, wenn wir sie nur recht bereuen, denn dafür ist ja unser Heiland gestorben, daß kein reuiger Sünder verworfen werde vor dem Angesicht des Herrn. Sagt doch die Schrift, daß im Himmel wird Freude sein über einen Sünder, der Buße tut, vor neunundneunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen."

Graf Lewenborg sah noch ein Weilchen sinnend vor sich hin. Dann endlich begann er mit leiser Stimme:

„Ich werde Eure Geduld auf eine harte Probe stellen, denn ich muß weit ausholen, damit Ihr den ganzen Fall recht beurteilen und mir Euren Rat geben könnt, — und, wenn das möglich ist, auch Eure Verzeihung. — Vor mehr als achtzehn Jahren — es war am 4. Juli des Jahres 1630 — landete ich, von meiner Heimat Schweden kommend, als Rittmeister und Führer einer Schwadron schwedischer Kürassiere mit meinem großen König Gustav Adolf auf der Insel Usedom. Da Magdeburg schon hart bedroht war, der König aber, bevor er der Stadt zu Hilfe eilen konnte, noch andere militärische Operationen vorzunehmen hatte, sandte er im August den Obristen Dietrich von Falkenberg mit wenigen schwedischen Offizieren und Truppen nach Magdeburg, damit er die Verteidigung der bedrängten Stadt leite. Auch ich war unter diesen Offizieren und erlebte so den Fall Magdeburgs mit, — dieses furchtbarste Trauerspiel dieses furchtbaren Krieges. Ihr wißt, daß die monatelangen Anstrengungen, die Stadt gegen den übermächtigen Feind zu halten, schließlich vergeblich blieben. Verräter aus der Stadt hatten es Tilly gemeldet, als sie den richtigen Augenblick zum Hauptangriff gekommen wähnten, und am 20. Mai 1631, morgens um fünf Uhr, drangen die Kaiserlichen von zwei Seiten her in Magdeburg ein.

Unter Führung des Obristen von Falkenberg warfen wir uns dem Feind entgegen. Bald waren wir nach allen Seiten auseinandergesprengt und Dietrich von Falkenberg gefallen. Aber wir kämpften in kleinen Häuflein und einzeln weiter bis zum letzten Mann. Ich war einer von denen, die durch Zufall sich am längsten halten konnten, und so erlebte ich, noch kämpfend, wie das große Feuer ausbrach und zwischen Blut und Flammen das grauenhafteste Rauben, Martern und Schänden begann, das ich je gesehen habe. Am tollsten trieb es eine Schar kroatischer Kavallerie. Sie stürzte sich selbst über fliehende Frauen, Greise und Kinder her, und ein Kerl mit wilder, schwarzer Zottelmähne um die Ohren und mit Augen wie ein Teufel, der an ihrer Spitze ritt, trieb diese Halbwilden zu immer schlimmeren Greueltaten an. Es war, wie ich später erfuhr, der kroatische Obrist Fürst Pantotschak.

An dem Kreuzungspunkt zweier Hauptstraßen ereilte auch mich endlich das Schicksal. Ich sank so schwer verwundet vom Pferde, daß ich mich nicht mehr rühren konnte und war bald unter Leichen und Verstümmelten halb begraben. Aber die Besinnung hatte ich noch nicht verloren, und was ich nun an Scheußlichkeiten zu sehen bekam, übersteigt alle menschlichen Begriffe.

Da hörte ich dicht bei mir einen gellen Schrei und wendete mühsam den Kopf. Eine Frau wollte mit ihren fünf Kindern, aus einem brennenden Hause flüchtend, die Straße überqueren, um in einem gegenüberliegenden Gebäude Schutz zu suchen. Dabei lief sie drei Soldaten in die Hände. Die Kerle schlugen sogleich auf die junge Frau ein und trafen ihren Arm, so daß eines der zwei kleinen Kinder, die sie trug, zu Boden fiel. Die Frau warf sich auf die Knie und flehte die Soldaten an, wenigstens das Leben ihrer Kinder zu schonen. Und sie bat so verzweifelt, daß selbst diese wilden Gesellen davon gerührt wurden und ihr schon den Weg freigeben wollten.

In diesem Augenblick hörte ich, wie eine Stimme diesen Soldaten, die übrigens keine Kroaten waren, etwas zurief. Die Soldaten verstanden den Rufer nicht gleich und waren im Zweifel, was sie tun sollten, denn sie erkannten, daß er ein höherer Offizier war. Da war er auch schon dicht bei der Gruppe, hielt sein Pferd an und sagte in gebrochenem Deutsch: „Ihr Esel! Wißt ihr nicht, daß man bei Läusen vor allem die Brut vertilgen muß? Vorwärts, spießt das Gewürm auf und bringt der Alten Mores bei!" — Und während er abscheulich dazu lachte, geschah mit den Kindern unter den Augen der unglücklichen Mutter so Scheußliches, daß ich es nicht erzählen mag.

Der hohe Offizier aber, dieser Satan in Menschengestalt, war kein anderer als der kroatische Fürst Pantotschak, dessen Treiben ich schon bei Beginn des Gemetzels, eine Stunde zuvor, beobachtet hatte."

Der Geistliche hatte, erschüttert über das Gehörte, die Hand über die Augen gelegt. Erst nach langem Schweigen bat er den Obristen, in seiner Erzählung fortzufahren. „Genug von jenen grauenvollen Tagen in Magdeburg!" sagte Graf Lewenborg mit einer müden Handbewegung. „Wie durch ein Wunder kam ich mit dem Leben davon und wurde nicht einmal gefangen. In der Nacht gelang es mir, mich in eines der wenigen unversehrten Häuser zu schleppen, wo brave Menschen mich verbargen und gesund pflegten. Dann stieß ich wieder zur schlesischen Hauptarmee und machte anderthalb Jahre später, die Schlacht bei Lützen mit, die meinem großen König das Leben kostete.

Einige Tage nach der Schlacht wurde ich mit meiner Eskadron nach Erfurt geschickt. Eine Stunde vor unserem Ziel, in einem kleinen Flecken östlich der Stadt, bemerkten einige Leute einen Soldaten, der sich schnell in einem Hause versteckte, als er uns kommen sah. Die Sache kam mir verdächtig vor, und ich ließ die wenigen Häuser des Dörfchens durchsuchen. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen. Wir entdeckten, in den Ställen und Kellern versteckt, eine Schar Kroaten. Sie gestanden, daß sie als Bedeckung den Reisewagen eines Offiziers begleiteten. Sie hatten — nur bei Nacht marschierend, bei Tage aber versteckt wartend — schon eine große Strecke von uns besetzten Landes durchreist. Während ich die Burschen in einem Bauernhause verhörte, kam einer meiner Korporäle mit der frohen Meldung, daß man soeben auch den Offizier selbst in einem Schlupfwinkel entdeckt habe. Gleich darauf führte man ihn zu mir. Ich sah ihm ins Gesicht und stieß einen Freudenruf aus: Es war der kroatische Fürst Pantotschak!

Er mißverstand meine Freude und meinte, daß ich über das zu erwartende hohe Lösegeld frohlockte, das ein Offizier seines Ranges einzutragen pflegt. Und so leugnete er auch seinen Namen nicht. Doch ich erklärte ihm mit dürren Worten, daß von einer Auslösung oder einem Austausch seiner Person nicht die Rede sein könne. Ich hätte sein unmenschliches Wüten in Magdeburg mit eigenen Augen gesehen, und nichts hätte ich mir seit jenem Tage sehnlicher gewünscht, als ihn einmal in meine Gewalt zu bekommen. Ich würde ihn auch nicht vor ein Kriegsgericht stellen lassen, denn er verdiente nicht den Namen „Offizier" oder „Soldat". Er sei in meinen Augen ein gemeiner Räuber und Mörder. So wie er gelebt, solle er auch sterben. Ich würde ihn — und zwar jetzt sogleich — meinen Soldaten übergeben, damit man ihn mit vier Rossen in Stücke zerreiße.

Während meiner letzten Worte an den Fürsten, die jene schlimmen Drohungen enthielten, hatten sich zwei Damen ins Zimmer gedrängt, — eine ältere und eine junge. Die ältere hatte meine Worte verstanden, denn sie schrie laut auf und rief dann der jungen ein paar Worte in einer fremden Sprache zu; es war wohl die Übersetzung meiner Drohung. Und nun drängten sich die beiden Frauen durch die Reihe der um mich stehenden Soldaten und warfen sich flehend vor mir auf die Knie. Es stellte sich heraus, daß es die Gattin und die Tochter Pantotschaks waren. Sie waren in seiner Begleitung gereist und nun auch aus ihrem Versteck hervorgekommen, als sie merkten, daß der Fürst entdeckt und gefangen sei. — Ihr Flehen und Schluchzen, ihre an Wahnsinn grenzende Verzweiflung rührte mich nicht. Ich sagte ihnen kalt, daß ich ihnen nicht helfen könne. Nun boten die Fürstin und ihre Tochter Unsummen für die Freiheit des Gefangenen und versprachen mir schließlich als Lösegeld die ganze bewegliche und unbewegliche Habe der reichen Familie. Aber ich ließ mich nicht erweichen und gab Befehl, den Fürsten zur Hinrichtung hinauszuführen."

Der alte Pfarrer schüttelte den Kopf und musterte den Grafen mit einem Blick, der deutlich besagte: „Wie kann sich ein gebildeter und hochgeborener Mann, wie Ihr seid, so weit hinreißen lassen!"

Graf Lewenborg erriet seine Gedanken und sagte fast erbittert: „Glaubt nicht, daß es dies greuliche Urteil über den Gefangenen ist, was ich bereue. Hättet Ihr gesehen, was er in Magdeburg tat, Ihr würdet meinen Entschluß vielleicht nicht verzeihen, aber doch begreifen. — Nein, ich bereue, daß ich das Urteil nicht vollstrecken ließ, sondern etwas viel, viel Schändlicheres tat. — Als ich den Befehl zur Hinrichtung gab, schrie die Prinzessin, die Tochter des Fürsten, gellend auf, griff sich nach dem Kopf und raufte sich in wilder Verzweiflung das Haar. Der dichte Schleier, der ihr Gesicht bis dahin bedeckt hatte, glitt dabei herab, und ich sah ein Antlitz von unbeschreiblicher Schönheit. Aus einem bräunlichen Samtgesicht, umgeben von dichten, schwarzen Locken, blickten mich zwei vor Schmerz brechende wundervolle Augen an, und zwei dunkelrote, schwellende Lippen öffneten und schlossen sich lautlos und bebend; denn die Stimme versagte ihr vor Entsetzen."

Der Obrist zögerte, weiter zu sprechen und stöhnte vor Scham laut auf, denn nun sollte er seine schmachvolle Tat zum erstenmal im Leben mit Worten bekennen.

Der Geistliche aber sagte leise vor sich hinnickend: „Ja, so war sie. Nie habe ich ein schöneres Menschenkind gesehen."

Graf Lewenborg schwieg noch eine Weile. Dann fuhr er endlich fort: „Nun, Ihr ahnt schon, was dann geschah, wie ich aus Eurer Bemerkung höre. — Ja, so niedrig hat ein Graf Lewenborg gehandelt: Als ich, hingerissen von ihrer Schönheit, einige Augenblicke sprachlos gestanden, befahl ich meinen Soldaten, den Raum zu verlassen und draußen zu warten. Kaum war ich mit dem gefesselten Gefangenen, seiner Gattin und seiner Tochter allein, so erklärte ich, daß der Fürst und die Fürstin mit ihrer ganzen Eskorte sofort ungehindert weiterreisen könnten, wenn mir das verlangte Lösegeld bewilligt werde. Dieses Lösegeld aber sei die Tochter.

Erspart mir, die Einzelheiten der kurzen Unterhaltung zu beschreiben, — wie ich kalt und höhnisch auf meiner Forderung beharrte und nochmals den martervollen Tod ausmalte, den ich dem Fürsten zugedacht — wie ich zur Tür ging, um die Soldaten wieder hereinzurufen, damit sie das Urteil vollstrecken sollten. Nie werde ich die Blicke von Haß und Ekel vergessen, die die schöne Prinzessin auf mich warf. — Das Ende war, daß die Prinzessin, geschüttelt von Angst und Abscheu, mir mit stammelnden Worten und jammervoll hilflosen Gebärden ihre Zustimmung zu verstehen gab, sich selbst mir zum Lösegeld hinzugeben, um ihren Vater vor dem grauenvollen Tode zu retten. Das Fürstenpaar verließ dann nach einem schnellen und herzzerreißenden Abschied von seinem schönen Kinde den Raum. Während der schmachvollen Verhandlung hatte der Fürst kein Wort gesprochen, und seine Miene war wie aus Stein gewesen. Die Fürstin aber wendete sich auf der Schwelle nochmals nach mir um, schüttelte die Faust gegen mich und rief mir mit verzerrtem Gesicht etwas in ihrer Sprache zu. Es muß ein schlimmer Fluch gewesen sein.

Während die Prinzessin totenbleich und zitternd, in sich zusammengesunken am Boden kauerte, trat ich aus dem Hause und gab Befehl, den Fürsten mit seiner Gattin und allen seinen Leuten sofort abziehen zu lassen. Meine Kürassiere glaubten erst, daß ich scherzen wolle. Dann, als sie merkten, daß es mir ernst mit dem Befehle sei, murrten einige von ihnen. Als sie aber dann sahen, daß die Prinzessin bei mir blieb, grinsten sie beifällig; und diese Verständnisinnigkeit des Soldatenpöbels empfand ich als die schlimmste Erniedrigung meines Lebens. Ich wäre am liebsten vor Scham in den Boden gesunken und war einen Augenblick versucht, auch der Prinzessin die Freiheit zu geben. Aber meine Begehrlichkeit siegte über diese Anwandlung.

Eine Stunde später traf ich mit meinem Lösegeld, der Prinzessin Maria Pantotschak, in Erfurt ein und bezog das mir angebotene Quartier bei Meister Lossius. Schon unterwegs hatte ich überlegt, daß mir meine schändliche Erpressung, wenn sie ruchbar würde, schwere Unannehmlichkeiten eintragen könne und daß ich daher am besten täte, diesem glatten Raub die äußere Form einer legitimen Ehe zu geben. Da wir aber keinen Feldgeistlichen bei meiner Truppe hatten, so beauftragte ich gleich nach meiner Ankunft im Quartier des Goldschmied Lossius, sofort einen Geistlichen herbeizuholen. Nach kurzer Zeit kam er mit Euch, Hochwürden, zurück und so machte ich Euch, der nichts Böses ahnte, zum Helfer bei meinem abscheulichen Verbrechen. — Ich kam nun, um Eure Verzeihung zu erbitten. Doch jetzt, da ich die ganze Tücke meines Betruges wieder stärker denn je empfinde, fehlt mir fast der Mut zu solcher Bitte."

(Fortsetzung folgt.)

Neues vom Heuschnupfen.

Von Dr. med. Georg Kaufmann-Dresden.

Vom Heuschnupfen gibt es alle Jahre etwas Neues zu berichten; denn diese Krankheit interessiert die Ärzte ebenso sehr wie diejenigen, die von ihr befallen sind. Es gibt heute in allen Ländern eine Anzahl von Forschern, die sich in der Hauptsache mit den Problemen der Ursachen und der Behandlung des Heuschnupfens befassen, und ihre Beobachtungen sind zum Ausgangspunkt einer Krankheitslehre geworden, die auch für eine Reihe anderer Krankheiten Bedeutung gewonnen hat und unter dem wissenschaftlichen Begriff „Allergie" und „allergische Krankheiten" zugesammengefaßt wird.

Das Wort Allergie bedeutet so viel wie Überempfindlichkeit. Beim Heuschnupfen handelt es sich, wie man schon lange weiß, um eine solche gegen den Pollenstaub blühender Gräser. Es hat sich nun herausgestellt, daß es auch Überempfindlichkeit gegen alle möglichen anderen Stoffe gibt, gegen Erdbeeren, Primeln, Krebse, Pferdehaare, Bettfedern, Hautschuppen, Staub verschiedenster Art, ja sogar gegen Klimaeinflüsse und viele andere Dinge. Der überempfindliche Mensch bekommt nicht immer einen Schnupfen. Es können auch Hautreizungen, Nesselsucht, Ausschläge, Ekzeme, Asthma und Reizzustände anderer Art entstehen. Menschen, die eine Überempfindlichkeit gegen Pollen aufweisen, leiden zur Zeit der Gräserblüte nicht nur an Schnupfen, sondern werden vor allem auch von einer lästigen Bindehautentzündung der Augen geplagt, dazu nicht selten von Husten und Atemnot, sind oft verstimmt und ärgerlich und überhaupt körperlich wie seelisch recht verändert. Aus den neuesten Berichten entnehmen wir, daß z. B. Kinder, die an Heuschnupfen leiden, ganz erheblich in ihren Schulleistungen nachlassen, sich nicht recht sammeln können, sich elend und matt fühlen. So geht es natürlich auch Erwachsenen, während andere sich durch Niesen und Schnupfen verhältnismäßig wenig in ihren Gewohnheiten und in ihrer Berufstätigkeit stören lassen.

Die Frage, warum gerade bestimmte Menschen zu einer solchen Überempfindlichkeit gelangen, ist heute noch keineswegs der Lösung näher gebracht worden. Eine ganz allgemeine Neigung zu allergischen Krankheiten mag vererbt sein. Der Heuschnupfen tritt aber auch plötzlich bei Mitgliedern einer Familie auf, in der früher nichts von einer solchen Krankheit beobachtet worden ist. Sie findet sich bei Europäern und Negern, bei Schlanken und Dicken, bei Klugen und Dummen, bei Bauern und Städtern. Gerade kräftige und leistungsfähige Menschen scheinen besonders häufig befallen zu sein. Vielleicht spielt auch eine gewisse Überzüchtung eine Rolle. Kultivierte, feinnervige Personen sollen häufig an Heufieber leiden. Dagegen kommt, wie berichtet wird, Heuschnupfen nur selten bei allzu bequemen und geistig nicht gerade sehr beweglichen Menschen, also den sogenannten Phlegmatikern, vor.

In einer ärztlichen Zeitschrift wurde kürzlich über ein höchst interessantes Experiment berichtet, das ein Münchener Arzt vorgenommen hatte. Er blies etwas Pollenstaub völlig unempfindlichen Personen in die Nase und stellte fest, daß die Körner im Nasenschleim gänzlich unverändert blieben. Wurde der Staub aber solchen Personen in die Nase geblasen, die eine Überempfindlichkeit gegen diese Pollenart hatten und im Sommer an Heuschnupfen zu erkranken pflegten, so zeigte sich, daß die Pollen im Nasenschleim gequollen, gereift und ihre Hüllen aufgeplatzt waren. Daher, so schließt man, muß der Heuschnupfler über irgend einen Stoff verfügen, der die Pollen zum Bersten bringt und das Reizgift freimacht; oder, so kann man auch sagen, dem Heuschnupfler fehlt irgend ein Stoff, den der Gesunde besitzt und der die Quellung und Sprengung der Pollenhülle verhütet. Wir können also mit den Worten der alten Ärzte sagen, die Säftemischung der Heuschnupfler und wohl der Überempfindlichen überhaupt ist anders als beim Gesunden.

Damit hätten wir schon drei Ursachen, die zusammentreffen müssen, wenn es zum Entstehen eines Heuschnupfens kommen soll: erstens Gräserpollen in der Luft, zweitens eine erhöhte nervöse Erregbarkeit und drittens eine veränderte Mischung der Körpersäfte. Gegen alle drei Ursachen kann man zur Heilung der Überempfindlichkeit vorgehen. Um die Säftemischung zu beeinflussen, hat man versucht, durch eine besondere Diät sowie durch Medikamente den Stoffwechsel umzustimmen, und zwar nicht ohne einigen Erfolg. Leider befindet sich auf diesem Gebiet die Forschung im Grunde immer noch im Versuchsstadium, und unser Einblick in die überaus verwickelten elektrobiologischen und chemischen Vorgänge des Stoffwechsels ist noch recht unvollkommen. Die nervöse Erregbarkeit und die Verkrampfung einzelner Organe läßt sich durch Kalkpräparate, Hormone, Nebennierensaft usw. lösen und abschwächen. Am wirksamsten bleibt aber die Vermeidung der Pollen oder Beseitigung der Empfindlichkeit dagegen. Also entweder auf nach Helgoland oder auf die See, wo kein Gras wächst! Das geht meistens nicht. Daher wird der langwierige Weg der Desensibilisierung versucht. Diese Beseitigung der Überempfindlichkeit geschieht durch planmäßiges Einimpfen von stark verdünnten Pollenextrakten in die Haut. Es gibt bereits eine große Reihe solcher Arzneien, mit denen viele erfolgreiche Kuren gemacht worden sind. Leider gelingt die völlige Beseitigung der Überempfindlichkeit manchmal nicht. Entweder verlieren die Kranken die Geduld, oder die gewählten Extrakte passen nicht für die besondere Art der Überempfindlichkeit, oder . . . wir wissen noch nicht genug.

Die Zahl der Gebesserten und Geheilten ist jedoch jetzt schon beträchtlich und spornt zur Fortsetzung der Forschungen an. Die Behandlung soll aber lange vor der Heuschnupfenzeit beginnen, also schon im Winter, und man darf die Erwartung hegen, daß in den nächsten Jahren das Verfahren einfacher und noch wirksamer gestaltet werden kann.

Das Telephongewissen.

Skizze von Alfred Hein.

Christoph Craylsheim war seit zehn Jahren zum ersten Mal wieder in Berlin. Der berühmte Bariton erfüllte endlich den Wunsch der Funkstunde, am Mikrophon einige Lieder und Arien zu singen. Warum habe ich eigentlich all die Jahre Berlin gemieden? sann er in sich hinein, als er auf der Fahrt zum Funkhaus war. „Den Erinnyen der Erinnerungen willst du entrinnen", summte er in parodierendem Arienton und drohte sich selbst: Junge, Junge — —! Schon tauchte der zerbrechlich schlank in die Lüfte steigende Funkturm auf. Der stand damals noch nicht, als Christoph Berlin verließ, als er vor noch längerer Zeit als tapferer Kriegsfreiwilliger hier auf freiem Felde exerzierte. Kleiner, armer Christoph von anno dazumal . . . Er sah sich, als er aus dem Auto stieg, plötzlich dem alten Ich vor seiner Berühmtheit gegenüber. Ja, dort am Zaun der Ausstellungshallen stand er wirklich — in der feldgrauen Uniform des Garde-Grenadier-Regiments . . .

Christoph spürte, er sang heute wirklich gut. Gefühlvoller als sonst. So wie damals, als ihn der alte kuriose Professor Zwetsch entdeckte, drüben im Grunewald an der Heerstraße, als er Johanna eine kleine Novelle übermütig singend diktierte. Denn er wollte Dichter werden, ein ganz großer, der die Welt mit seinen Gedanken aus den Fugen hob. — Und nun sang er seit zehn Jahren anderer Dichter wirklich besseren Text.

Christoph war mit seinem kleinen Funkprogramm zu Ende. Er ließ sich in einen Klubsessel fallen und hatte nur einen Wunsch, nichts fühlen, nichts denken, nichts sehen. Da trat der Ansager an ihn heran, es sei schon vor dem Konzert angerufen worden, Herr Craylsheim werde gebeten, die Nummer Bismarck 7771 anzuläuten.

„Wer?" — Der Ansager zuckte mit einem um Verzeihung bittenden Lächeln, als könne er etwas dafür, die Achseln.

„Es ist gut. Sie haben die Nummer notiert?"

Christoph las zum zwanzigsten, dreißigsten Male die Nummer: Bismarck 7771. Wer kann das sein? Die Telephonnummer hatte geradezu übernatürliche Macht. Alle Gestalten der Vergangenheit, an die er das ganze Jahrzehnt während seiner Triumphe in Wien, Newyork, Rom

und London nie gedacht hatte, tauchten auf und machten ihn winzig — armselig — — — glücklich — — Ja, zum ersten Male nach all den im Erfolgsrausch mit ewig nervösem Tempo dahingelebten Jahren fühlte er sich angesichts dieser auftauchenden Erinnerungsgestalten entspannt.

Guter treuer Zwetsch! Du wartest, bis ich dich in deiner vermotteten, verstaubten Klause am Schiffbauerdamm besuche. Du schriebst acht Seiten lange Briefe der Rührung auf eine Ansichtskarte hin, die ich dir alle halbe Jahr einmal schrieb. Vielleicht ließ ich dich auch manchmal jahrelang warten.

Oder ist es Leopold? Der wirklich dichten konnte. Wo mag Leopold stecken — Leopold Gürtner ... Ob er sein Napoleon-Drama zu Ende schrieb? Nie mehr hat er sich, der wie ein einsamer Heiliger lebte, gemeldet. Und Christoph hatte ihn wirklich vergessen. Einfach vergessen. Leopold müßte einen Operntext aus dem Drama machen, man würde dann Fries, den berühmten Komponisten, bitten, die Oper in Töne zu setzen, und Christoph selbst wird die Titelrolle singen. Wenn es wirklich Leopold wäre —?

Unteroffizier Giesbert fiel ihm ein — Exerzierplatz, Langemarck, Verdun, Rumänien ... dann traf man sich noch ein parmal in Berlin in einer Patzenhofer-Kneipe. Vielleicht der?

Oder Klimke? Christoph wurde rot. Armer Schneidermeister Klimke! Jetzt fällt mir wirklich ein: Ich bin ihm mit der letzten Rechnung durchgebrannt. Das ist doch einfach toll. Ich muß Klimke ausfindig machen.

Ach, was — Zwetsch, Leopold, Giesbert, Klimke — mein Junge! Denke nun endlich an die eine, die schon die ganze Zeit dich fragend angeschaut mit ihren guten klugen Augen: Johanna Richter. Die Kameradin seiner namenlosen Zeit, da er ein Dichter werden wollte. Die in ihrer kargen Freizeit seine Dramen und Epen abschrieb — nächtelang — an die Theater, Verleger und Redaktionen verschickte, das Porto dafür bezahlte ...

Christoph sprang auf. Ob sie noch in der Augsburger Straße bei ihrer alten Mutter wohnte? Er mußte sie sehen. Wenige Minuten später trug ihn das Auto hin. Er stieg die drei dunklen Treppen empor und las mit klopfendem Herzen am Türschild den Namen.

„Johanna — ich bin wieder da", sagte er leise, als sie ihm selbst öffnete.

„Das freut mich", klang ihre stille Stimme zurück. „Und daß du wirklich noch einmal zu mir kommst." Sie führte ihn in die „gute Stube" und setzte sich in den Lehnstuhl, der am Fenster stand.

„Wo ist deine Mutter?"

„Tot."

„Und du ganz allein?"

„Ich bin nicht allein. Da stehen meine Freunde —" Sie wies auf den Bücherschrank. Er schaute hin: Mit Goldbuchstaben prangte auf Bücherrücken sein Name. Es waren seine Manuskripte, kostbar eingebunden.

„Johanna ...!"

„Ich weiß, ich weiß — du warst noch mehr allein als ich", sagte sie leise und sah zum Fenster hinaus. „So wird man alt."

„Um wieder jung werden zu können", küßte Christoph die Erschrockene.

Sie gingen in das kleine Kaffeehaus am Kaiserplatz, setzten sich an den Tisch in der Ecknische wie vor zehn Jahren.

„Du hast nicht meinen Anruf unter Bismarck 7771 erbeten?"

„Ich? Nein."

„Da muß ich doch feststellen, wer uns wieder zusammengeführt hat."

Christoph rief Bismarck 7771 an.

„Hier Mitteleuropäisches Reisebureau. Herr Craylsheim — wir wollten Sie nur fragen, wohin wir die von Ihnen bestellte Fahrkarte nach Nizza schicken sollen? Sie wollten doch morgen abend fahren ..."

„Schicken Sie die Karte auf den Mond! Ich bleibe hier. Berlin gefällt mir plötzlich besser als Nizza."



Bunte Chronik



Aus der Portierloge ins Schloß.

In der Nähe von Sécanne in Nordfrankreich liegt in einem riesigen Park das schöne Schloß Sanssouci. Vor kurzem kaufte der Gewerkschaftsbund der Pförtner das Schloß, um dort Ferienkolonien für Portierkinder einzurichten. Vom 1. Juli ab sollen die Pariser Portierkinder, gleichgültig, ob ihre Eltern dem Verband angehören oder nicht, ihre Ferien in Sanssouci verbringen können. Wichtiger noch ist die zweite Bestimmung des Schlosses: Alten Portiersleuten, die mehr als 10 Jahre im Dienst, das heißt in ihrer Loge sind, als Altersheim zu dienen, 700 von ihnen können in Sanssouci unterkommen. Noch sind erst wenige Bewerbungen eingegangen. Es klingt unglaublich, aber die „Betroffenen" haben keinen rechten Zug ins Schloß. Sie bedauern, vor allem die Frauen, ihre enge stickige Loge ohne Luft und Licht verlassen zu müssen. Frau Charlotte zum Beispiel, 68 Jahre alt und seit 1885 im Dienst, ist gar nicht von der Idee begeistert, aufs Land zu ziehen. „Ich habe nie Ferien gehabt", erzählt sie. Sie ist „Concierge" in einem großen Pariser Geschäftshaus. Ihre Loge geht nach dem Hof hinaus. Sie schläft auf einem primitiven Feldbett hinter einem Vorhang. Eine mit Nippes überladene Kommode und ein Stuhl, das ist das ganze Mobiliar. Seit fünfzig Jahren haust sie so und verläßt ihre „Wohnung" nur, um morgens einen Kaffee zu trinken und um mittags einen Kognak zu genehmigen. Jetzt will man sie aus ihrer geliebten Loge nach Sanssouci verschleppen. Das schöne Schloß, der fürstliche Park reizen sie nicht. „Es sei denn," erklärt sie, „daß man mich nach acht Tagen zur Pförtnerin von Sanssouci befördert".



Lustige Ecke



Wassersport.



„Menschenskind, Lilly, ich hab' Angst, daß das Wasser steigt!"

„Egal? Aber dann läuft's doch oben in unser Boot!"

„Aber warum denn? Das is doch egal!"

*

Kundschaft.



„Für zehn Pfennig gute Pralinen — gemischt!"

„Hier hast du zwei Stück, misch sie dir selber."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.